

Paulus im Paulinum

3 Bilder, 3 Texte, 3 Thesen

von Thomas Söding
Ruhr-Universität Bochum

1. Der Gläubige

Erstes Bild:

Im Jahr 1947 malte der Kunsterzieher Franz Homoet zum 1150. Jubiläum des Paulinum ein Bild, dessen Nachdruck seitdem auf vielen Abiturzeugnissen und Urkunden der Schule prangt. Es zeigt von rechts nach links „St. Paulus“, „Carolus Magnus“ und „St. Ludgerus“. Paulus, das obligatorische Buch in der Hand, verweist mit seinem Schwert auf den Dom, die einzige Paulus-Kathedrale Deutschlands; Karl der Große thront mit Szepter und Reichsapfel, das Gebäude der Schule im Rücken; Ludger, im bischöflichen Ornat, trägt ein Modell der alten Schulkirche in Händen, die Petrus geweiht ist. Auf einen Blick steht die Geschichte des Paulinum vor Augen. Die Zahl 797 fehlt nicht. „Rege Carolo Magno St. Ludgerus fundavit“ lautet die Bildunterschrift: „Unter König Karl dem Großen hat der heilige Ludger sie gegründet.“ Paulus wird auf dem Bild als „Patron“ der Schule bezeichnet.

Der Anspruch des Bildes ist enorm. Es fordert die Schule zu einer permanenten Reflexion ihres Verhältnisses zu Karl und Ludger, zu Staat und Kirche, Politik und Religion. Es fordert sie gleichfalls zu einer permanenten Auseinandersetzung mit Paulus, nicht nur im Paulusjahr 2009. Liudger, den ersten Bischof von Münster, hat Paulus inspiriert, gegen die kriegerische Christianisierung der Sachsen, die Karl auf seine Fahnen geschrieben hatte, auf Bildung, Seelsorge, Liturgie zu setzen; deshalb ist an der Aa ein *monasterium* mit Kirche und Schule entstanden.

Wer sich aber mit Paulus befasst, stößt auf einen Menschen, der hohe Ansprüche stellt, an sich selbst und andere. Zeitlebens war er umstritten und ist es bis heute geblieben. Er ist ein Mensch mit starken Schwächen, wie er selbst gesehen hat, und überraschenden Stärken, die ihm kaum jemand zugetraut hat.

Erster Text:

Ein Schlüsselvers zu seiner Biographie und Theologie findet sich in einem Brief, den er geschrieben hat, weil die korinthischen Christen ihn, den Gründer ihrer Kirche, nicht mehr verstanden haben; sie hat irritiert, dass er so wenig von sich hermacht und dass er nicht auf große Wunder setzt, sondern nur auf Worte. Paulus entgegnet dieser Kritik mit einem entwaffnend freimütigen Bekenntnis:

„Wir glauben, und deshalb reden wir.“ (2Kor 4,13).

Paulus bezieht sich auf einen Vers aus dem Buch der Psalmen, das in der 1. Person Singular sagt: „Ich habe geglaubt, und deshalb habe ich geredet“ (Ps 116,10 in der griechischen Version). Dieses Wort spricht ein Mensch, der glaubt, dass Gott ihn aus tiefer Not errettet hat, so dass er Gott jetzt danken will. Die Stimme dieses Beters hat Paulus auf sich und seine Mitarbeiter bezogen.

Dass Glauben und Reden zusammengehören, ist typisch paulinisch. Durch Paulus ist der Glaube ins Zentrum einer Religion gerückt: des Christentums. Der Glaube, wie Paulus ihn verstanden hat, ist ein tiefes Vertrauen auf Gott, aber auch eine Überzeugung, die sich aussprechen kann, weil sie Gründe kennt, von denen sie Rechenschaft abzulegen verpflichtet und imstande ist. Zum Glauben gehört ein Bekenntnis. Paulus hat ziemlich genau – auf der Höhe der Philosophie seiner Zeit – unterschieden, was man von Gott und der Welt wissen und was man nur glauben kann. Man kann wissen, dass man kein Ding dieser Welt für Gott halten darf; aber dass „Gott für uns ist“ (Röm 8,31), weil er die Menschen liebt – das kann man nicht beweisen, man kann und darf es nur glauben, und muss dann zeigen, wie man die Welt und die Menschen im Lichte eines solchen Glaubens sieht. Der Glaube, von dem Paulus redet, ist weder Unwissen noch eine dumpfe Ahnung, er ist kein reines Gefühl oder eine hergebrachte Tradition, sondern eine Erkenntnis: aus der Überzeugung heraus, dass Gott den Menschen etwas zu sagen hat und es ihnen durch Menschen auf menschliche Art und Weise auch sagt. Ein solcher Glaube kann nicht mit Zwang verbreitet werden; er kann auch nicht auf spektakuläre Aktionen setzen; er kann nur im Gespräch, im Dialog, im Zeugnis mitgeteilt werden. Das Wort ist sein ureigenes Medium. Das hat Paulus verstanden.

Erste These:

Paulus ist ein Mann des Glaubens.

Er hat darüber nachgedacht, was Glaube ist und wie Glauben geht. Er hat als den großen Fehler seines Lebens eingesehen, dass er Christen verfolgt, also Religion mit Gewalt zu unterdrücken versucht hat. Er hat daraus die Lehre gezogen, keineswegs von Gott zu schweigen, sondern Gott neu zur Sprache zu bringen, im Rahmen einer Friedensmission, die bei ihm geradezu globale Ausmaße angenommen hat.

Die Prägung durch den Glauben hat bei Paulus zwei Seiten: eine individuelle und eine politische.

Zum einen: Paulus hat eine Gotteserfahrung gemacht, die sein gesamtes Leben prägt. Mit religiösen Fragen hat er sich seit langem beschäftigt. Er war, ausgebildet in Jerusalem beim vielleicht besten Schriftgelehrten seiner Zeit (Apg 22,3), ein Pharisäer mit großen Ambitionen, dem die Treue zum Gesetz und die Einhaltung der väterlichen Überlieferungen über alles ging (Gal 1,13-16). Der maßlose Eifer, den er dabei an den Tag gelegt hatte, war es, der ihn zum Gewalttäter hat werden lassen. Die Gotteserfahrung, die er gemacht hat, war es, die ihn von diesem Irrweg abgebracht hat. Sie ist eine Erfahrung, die ganz und gar die seine ist; sie führt ihn dazu, sein Ich neu zu entdecken. Aber so durch und durch menschlich diese Erfahrung ist, so durch und durch göttlich ist sie auch in seinen Augen: Eine „Offenbarung“ hat er sie genannt (Gal 1,15f.). Diese Offenbarung besteht darin, dass Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, der nach dem alttestamentlichen Gesetz (Dtn 21,23) ein von Gott Verfluchter ist (Gal 3,13), der Sohn Gottes ist, in dem Gott selbst den Menschen unendlich nahe kommt, um ihnen ihre Schuld zu vergeben und Hoffnung über den Tod hinaus zu machen. Ob man das so sieht oder nicht, ist eine Frage des Glaubens. Aber wer diese Frage bejaht, hat die Möglichkeit und die Aufgabe, von Gott und den Menschen so zu reden, dass die Verheißung einer umfassenden Versöhnung glaubhaft bleibt. Die Theologie ihrerseits, speziell die Bibelwissenschaft, hat die Aufgabe, die Glaubensaussagen des Paulus und anderer streng als solche zu betrachten, also die Subjektivität nicht zu überspringen, um so den Freiraum eines Nachdenkens zu öffnen, in dem die Gottesfrage nicht ausgeklammert bleibt, aber die Antworten kritisch diskutiert werden.

Zum anderen: Paulus tritt für die Freiheit des Glaubens ein, indem er öffentlich die Frage nach Gott stellt. Die Apostelgeschichte zeigt ihn immer wieder in Konflikten mit Juden, aber mehr noch mit Griechen und Römern, die ihm den Mund verbieten wollen, weil er Unruhe stifte und die Verhältnisse auf den Kopf stelle. Paulus hat darunter gelitten (2Kor 11,16 – 12,13); am Ende hat es ihn das Leben gekostet. Aber für die Meinungs-, die Rede-, die Gewissens- und Religionsfreiheit hat er sich eingesetzt. Er hatte es leichter als andere, weil er das römische Bürgerrecht und deshalb einige Privilegien besaß, die er nicht auszunutzen zögerte, wenn es der Sache des Evangeliums diente (Apg 16,11-40). Er hat sich selbst nicht als jemand gesehen, der einen Gottesstaat gründen und deshalb dem Kaiser die Macht entreißen wollte. Er hat ja vielmehr, was manche ihm übel ankreiden, zur Loyalität gegenüber der – legitimen – politischen Macht aufgerufen (Röm 13,1-7). Aber er hat durch seine Mission den Boden für ein Menschenrecht bereitet, das die katholische Kirche lange Zeit nicht als solches anerkennen wollte. Die Theologie, speziell die Exegese, hat die Aufgabe, solche Widersprüche aufzudecken; sie hat aber auch die Aufgabe, dafür einzutreten, dass im Raum der Wissenschaft die Glaubensfreiheit ein Schlüsselthema bleibt: juristisch, politisch und kulturell.

2. Der Apostel

Zweites Bild:

An der Frontseite des Schulgebäudes steht beim Haupteingang am „Stadtgraben“ eine 2,30 m hohe Bronzestatue des Apostels Paulus, daneben der Schriftzug „Gymnasium Paulinum“. Der Apostel, die Füße drei Meter über dem Boden, hat den roten Klinker im Rücken und blickt ins Weite, auf die Straße, hin zur Stadt. Er hat ein hoch aufragendes Schwert in der Rechten und ein aufgeschlagenes Buch in der Linken. Kahlköpfig ist er, mit einem gezwirbelten Bart, der ihm bis über die Brust reicht. An den Füßen trägt er Sandalen, gehüllt ist er in ein langes Gewand. Die Skulptur wurde 1961 von Rudolf Breilmann, einem Alten Pauliner, geschaffen, und am 16. März 1962 enthüllt. Die Meinungen waren gespalten: zu groß, zu hager, zu herb, so ein populäres Urteil bis heute.

Das Bild ist freilich in seiner klassischen Modernität traditionell. Es zeigt Paulus in zugespitzter Form so, wie man ihn immer wieder gezeigt hat. Im Neuen Testament wird nirgends beschrieben, wie er ausgesehen. Aber die Thekla-Akten, eine apokryphe Schrift des frühen Christentums, machen sich Ende des 2. Jahrhunderts eine Vorstellung; sie sehen Paulus mit den Augen eines Christen, der auf den Apostel wartet und dessen Beschreibung durch Titus, einen seiner Musterschüler, im Kopf habe: „Er sah aber Paulus kommen, einen Mann, klein von Gestalt, mit kahlem Kopf und krummen Beinen, in edler Haltung, mit zusammengewachsenen Augenbrauen, die Nase etwas vorspringend, voller Anmut; denn bald erschien er wie ein Mensch, bald hatte er eines Engels Antlitz“ (*Acta Theclae* 3).

Das Portrait folgt antiken Traditionen; es zeichnet kein Individuum, sondern einen Typ nach; Paulus wird als ein jüdischer Sokrates dargestellt. Seine Physiognomie ist die des Philosophen; das Leuchten seines Antlitzes verrät den jüdischen Mystiker, der er als Christ geblieben sei. Dieses Paulus-Bild hat nahezu kanonischen Rang in der Geschichte der Kunst gewonnen. Unzählige Variationen kommen auf den Grundtyp zurück. Die Skulptur am Eingang der Schule steht in derselben Tradition. Breilmann hat die hohe Denkerstirn aufgenommen und sie mit dem Bart des Propheten verbunden. Auch der Mantel gebührt dem Philosophen, die Sandalen hingegen passen zu den Jüngern, die von Jesus ausgesendet werden, die Frohe Botschaft zu bringen.

Das Schwert gehört seit dem Hochmittelalter zu den festen Attributen des Apostels Paulus. Einerseits weist es auf das Martyrium hin, das der Überlieferung zufolge, weil Paulus römisches Bürgerrecht hatte, nicht in einer Kreuzigung (wie bei Petrus), sondern in einer Enthauptung bestand, andererseits auf die Schärfe seines Verstandes und seiner Argumentation. Das Buch, das schon etwas länger zu den paulinischen Attributen zählt, weist ihn als Schriftgelehrten, Theologen und Publizisten aus.

Zweiter Text:

Als Apostel, als Bote des Evangeliums, hat Paulus nach Damaskus sein Leben geführt. Als Apostel war er umstritten. Als Apostel muss er sich rechtfertigen, vorstellen und einbringen. Ein Schlüsselvers lautet:

„Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1Kor 15,10)

Paulus schreibt diesen Satz in einem Zusammenhang, der auf eine neuen Begründung der Auferstehungshoffnung zuläuft und seinen Ausgang beim Glaubensbekenntnis der Urgemeinde nimmt, dass Jesus „für unsere Sünden gestorben“ und „begraben“, aber am dritten Tage von den Toten auferweckt worden“ sei (1Kor 15,3-5). Diese Auferstehung Jesu ist seinen Jüngern in „Erscheinungen“ aufgegangen, die sie gehabt haben. Paulus beginnt, eine Linie auszuziehen, die bei Petrus beginnt und über die Zwölf, über Jakobus und „fünfhundert Brüder“ und dann „alle Apostel“ bis hin zu ihm führt (1Kor 15,5-8). Dass er in diese Reihe hineingehört, ist eigentlich unmöglich, weil er Jesus zu Lebzeiten gar nicht gekannt hat, geschweige ihm nachgefolgt ist und weil er „die Kirche Gottes verfolgt“ hat. Er weiß, dass er „nicht wert ist, Apostel zu heißen“ (1Kor 15,9). Aber er glaubt auch zu wissen, dass Gott bei ihm die eine große Ausnahme von der Regel gemacht und ihn trotz alledem – oder gerade deshalb – doch als Apostel gesandt hat. Das ist, so hat er es gesehen, pure Gnade: ein Akt des Großmutes, der Barmherzigkeit und Liebe Gottes. In den Pastoralbriefen des Neuen Testaments wird Paulus deshalb als Prototyp eines Menschen gesehen, der schwere Schuld auf sich geladen, aber Vergebung durch den gnädigen Gott erlangt hat – ein Zeichen der Hoffnung für alle, die sich Sorgen machen, von Gott verurteilt zu werden (1Tim 1,15f.)

Wenn Paulus von Gottes Gnade spricht, zeigt er große Demut und großes Selbstbewusstsein. Er hat als Außenseiter um die Anerkennung als Apostel kämpfen müssen, aber er hat diesen Kampf gewonnen: Er schreibt, dass ihm die „Säulen“ der Jerusalemer Urgemeinde die rechte Hand zum Zeichen der Gemeinschaft gegeben haben, weil sie erkannten, dass Gott ihm dieselbe Gnade wie Petrus verliehen hat (Gal 2,1-11). Er ist nicht der erste, aber der letzte der Apostel – auch eine privilegierte Stellung.

Zweite These:

Paulus ist ein Mann der Kirche.

Er hat sich für die Einheit der Kirche stark gemacht und dabei härteste Auseinandersetzungen, auch mit Petrus, nicht gescheut (Gal 2,11-16). Er denkt bei der Kirche in erster Linie an den Glauben, der in voller Freiheit immer nur der persönliche Glaube einzelner Menschen ist, die Ja zu Gott sagen, aber eben deshalb an die Gemeinschaft all derer bindet, die nicht vereinzelt, sondern miteinander ihren Glauben bekennen, feiern und leben. Die Kirchlichkeit des Paulus hat wiederum

zwei Seiten: eine außenpolitische, die Ansatz und Ethos der Mission, und eine innenpolitische, die Ansatz und Niveau der Katechese betrifft.

Zum einen: Paulus hat sich berufen gesehen, möglichst vielen Menschen das Evangelium zu verkünden. „Gott hat in mir seinen Sohn offenbart, damit ich ihn den Heiden verkünde“ (Gal 1,16), wird zum Leitsatz seines Lebens. Mit enormem Einsatz und strategischem Weitblick ist er dieser Aufgabe nachgekommen, so gut er konnte. Er hat auf seinen Missionswegen rund ums Mittelmeer davon profitiert, dass die Römer einen mehr oder weniger einheitlichen Herrschafts-, Wirtschafts- und Verkehrsraum geschaffen hatten, so dass er sich recht frei bewegen konnte; ihm ist zugute gekommen, dass überall mehr oder weniger gut Griechisch gesprochen wurde, seine Muttersprache, so dass er sich verständigen konnte. Aber entscheidend war, dass er aus dem Glauben Israels an den einen Gott, der sich ihm vor Damaskus in Jesus Christus neu offenbart hatte, die praktischen Konsequenzen gezogen hat: Wenn es nur einen Gott gibt dann muss er auch der Gott für alle sein. Alle haben das Recht, zu wissen, und die Freiheit, zu glauben. Deshalb startet er seinen Werbefeldzug für das Evangelium; deshalb überschreitet er die Grenzen zwischen Juden und Heiden, Männern und Frauen, Sklaven und Freien (Gal 3,26ff.). Die Exegese kann die Voraussetzungen und Bedingungen, auch die Gefährdungen und Grenzen dieses gigantischen Projektes nachzeichnen; sie kann das Glaubensprinzip des Christentums als Voraussetzung und Konsequenz der universalen Mission erläutern. Die Theologie muss sich dann auch den dunklen Seiten der Missionsgeschichte stellen; sie muss kritisch fragen lassen, wie militant der Monotheismus und wie imperialistisch die Missionskirche ist. Sie hat aber die Möglichkeit, mit Paulus Kriterien der Kritik zu entwickeln, die den Glauben im Gespräch halten und die Attraktivität des Evangeliums erhöhen.

Zum anderen: Paulus hat sich als Architekt der Kirche gesehen, der das Fundament legt, damit darauf das Haus des Glaubens gebaut wird (1Kor 3,10-17). Dieses Fundament ist Jesus Christus selbst. Es wird durch Menschen gelegt, mit all ihren Schwächen. Diese Menschen sind ganz am Anfang jene, die glauben, vom auferstandenen Jesus selbst ausgesucht und ausgesandt zu sein, das Evangelium zu verkünden, um in aller Welt solche Gemeinschaften des Glaubens zu gründen. Ohne sicheres Fundament würde man auf Sand bauen. Aber das Fundament ist dazu da, dass auf ihm auch tatsächlich fleißig weiter gebaut wird. Das ist nicht mehr Sache der Apostel, sondern aller Gemeindemitglieder. Paulus hat die Vorstellung, dass alle, wenngleich mit unterschiedlichen Kräften, am Haus des Glaubens mitbauen. Denn er ist im Glauben davon überzeugt, dass allen der Geist Gottes zuteil geworden ist, ohne den sie gar nicht zum Glauben gekommen wären. Die Theologie, speziell die Exegese, hat die Aufgabe, genau zu prüfen, wie sich Anspruch und Wirklichkeit zueinander verhalten haben und verhalten. Sie hat aber auch die Möglichkeit, die vielfach verschütteten Möglichkeiten aktiver Partizipation herauszuarbeiten, die im paulinischen Kirchenbild angelegt sind.

3. Der Intellektuelle

Drittes Bild:

In der Domkammer der Pauluskathedrale zu Münster wird ein Kopfreliquiar des Apostels aus dem 11. Jahrhundert gezeigt. Das kostbare Stück, eine Goldschmiedearbeit aus Köln oder Münster, ist von stiller, strahlender Schönheit. Sie ist noch und noch reproduziert worden, eine der beliebtesten Paulusdarstellungen überhaupt. Der bekannte Typ ist ausgeprägt: die hohe Stirn, das schmale Gesicht, der Bart, die wachen Augen, die offenen Ohren. Aber so anziehend die Ästhetik, so irritierend die Funktion: Der Pauluskopf ist nicht als Kunst-Stück, sondern als liturgisches Gefäß gestaltet worden. Er birgt Paulusreliquien, die ins Schulterstück eingelassen waren: Splitter von seinem Schädelknochen. Für das Mittelalter von unschätzbarem Wert, fragt sich die Moderne nach dem Sinn von Reliquien – wie wohl die gegenwärtige Fankultur tausende Beispiele für körperbetonte Andenken, für eigenhändig oder maschinell unterschriebene Autogramme, für konfessorische Kleidung, für „echte“ Photos und andere Devotionalien kennt, die irgendwie eine Aura von Nähe und Zugehörigkeit erzeugen. Mit der modernen Unterscheidung von Original und Fälschung kommt man dem Reliquienkult des Mittelalters und der Neuzeit nicht bei. So wie man im digitalen Zeitalter der elektronischen Medien, der Drucker, Kopierer und Scanner, der Datenübertragung und Internetquellen nicht mehr wie früher zwischen echt und unecht, alt und neu, virtuell und reell unterscheiden kann, so haben auch in früheren Zeiten Berührungen, Abdrucke, Nachbildungen gereicht, um Authentizität zu erzeugen. Fragmente stehen für das Ganze; die Wirkung auf die Betrachter ist konstitutiv für die bildliche Gestaltung.

Der Pauluskopf in der Domkammer erinnert daran, dass der Apostel für die Kirche nicht nur eine Gestalt der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart ist: ein himmlischer Fürsprecher, der Patron der Intellektuellen, der Theologen, der Journalisten. Freilich steht der Kopf heute im Museum. Der skeptische Blick der Moderne, der sich ästhetisch faszinieren lässt, ohne sich religiös binden zu müssen, findet einen Anziehungspunkt im Museum. Auch am heutigen Hauptaltar ist Paulus dargestellt – aber, dem 20. Jh. gemäß, nicht auf die materielle Präsenz einer Reliquie abgestellt, sondern auf die ideelle einer durch und durch katholischen Komposition, in deren Mitte Maria steht, begleitet von Paulus und Petrus, die das klassische Gegensatzpaar bilden, und flankiert von weiteren Apostelfiguren: Jakobus dem Älteren und Andreas neben Petrus; (dem anderen) Simon und Judas Thaddäus neben Paulus. Vielleicht ist es ein besonderer Glücksfall, dass in Münsters Domkammer das Kopfreliquiar des Paulus die Hauptattraktion ist. Denn so körperbetont die Theologie des Apostels ist, so schweißtreibend seine Missionsarbeit – er ist nicht zuletzt als der Kopf des Apostelkollegiums hervorgetreten, als der Intellektuelle des Glaubens.

Dritter Text:

Im Ersten Korintherbrief schreibt er, als er sich um die Ordnung des Gottesdienstes kümmert:

„In der Kirche will ich lieber fünf Worte mit Verstand reden als zehntausend in Zungengestammel“ (1Kor 14,19).

Das Problem sieht der Apostel darin, dass sich eine kleine, aber einflussreiche Gruppe von Christen als die „Starken“ sieht, die das gesamte Gemeindeleben, auch den Gottesdienst, dominieren und die „Schwachen“ nicht zum Zuge kommen lassen. Es sind Christen, die für sich in Anspruch genommen haben, was Paulus im Hohenlied der Liebe aufgreift, um zu sagen, ohne Liebe sei dies alles nichts: mit Engelszungen zu reden, prophetisch zu sprechen und alle Geheimnisse zu wissen und alle Erkenntnis zu haben und den ganzen Besitz den Armen zu schenken und den eigenen Leib dem Feuer zu übergeben, also das Martyrium nicht zu scheuen (1Kor 13,1-3). Das entscheidende Kriterium für die Qualität des Gottesdienstes ist es für Paulus, nicht der Selbstdarstellung, sondern der Ehre Gottes zu dienen und die Liebe zum Nächsten zu fördern. Er war selbst ein mystisch begabter Mensch, der, wie er im selben Kapitel schreibt, im Zweifel mehr als andere in dieser verzückter Weise reden kann. Aber darauf setzt er nicht, sondern darauf, dass er wenigstens fünf Worte mit Verstand hinbekommt. Denn nur so ist eine Verständigung der Glaubenden untereinander und mit Ungläubigen möglich, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind. Die fünf Worte mit Verstand können Worte der Weisung und Mahnung sein, der Predigt und der Prophetie, der Einführung in den Glauben und der Auseinandersetzung mit der Skepsis, der Auslegung der Heiligen Schrift und der Deutung der Zeichen der Zeit. Im Römerbrief weitet er den Horizont über die Liturgie hinaus: Er fordert von den Christen ein „neues Denken“, das sich nicht der Welt anpasst, sondern auf Gott konzentriert und deshalb einen letzten Anhaltspunkt hat, Gut und Böse, Sinn und Unsinn, Nutzen und Schaden zu unterscheiden: „Das ist euer logischer, euer vernünftiger Gottesdienst“ (Röm 12,1f).

Hinter dieser Option steckt seine ganze Gotteserfahrung, die ihn zum Gläubigen gemacht hat; in ihr zeigt sich sein Bild der Kirche als Hort und Anwältin der Freiheit: Die Gottesliebe schaltet den Verstand nicht aus, sondern ein. Gott hat den Menschen ihren Verstand gegeben, damit sie ihn gebrauchen, auch wenn das manchmal anstrengend ist. Intellektualität und Spiritualität sind nicht wie Feuer und Wasser, sondern wie zwei Seiten einer Medaille.

Dritte These:

Paulus ist ein Mann des Geistes.

Der Geist, für den er sich stark macht, ist der Geist Gottes, der mit dem menschlichen Geist kommuniziert. Diesen Gedanken entfaltet Paulus erneut in zweifacher

Richtung: kritisch nach innen auf die Bildung und Unbildung der Gläubigen und kritisch nach außen auf den Glauben der Gebildeten und Ungebildeten gerichtet.

Zum einen: Paulus setzt auf Bildung, weil Glaube ohne Vernunft dumm und gefährlich ist. Das Wilde, das in der Begegnung mit dem Heiligen liegt, muss ziviliert werden. Es kann nach christlichem (ähnlich wie nach jüdischem und islamischem) Verständnis geklärt werden, weil Gott als Schöpfer und Erlöser „Sinn macht“. Es zu klären, setzt aber Bildung voraus. Das Christentum ist wie das Judentum (und streckenweise später der Islam) eine Bildungsreligion: Je mehr Menschen die Texte der Bibel mitlesen, die Worte der Liturgie mitsprechen, die Glaubensgespräche mitführen können, desto besser. „Griechen und Barbaren, Gebildeten und Ungebildeten bin ich ein Schuldner“, schreibt Paulus im Römerbrief (Röm 1,14). Schulverweigerer sind die ersten Christen nicht. In der Alten Kirche hat sich eine anspruchsvolle Katechese vor und nach der Taufe herausgebildet; lebenslanges Lernen und Bildung für alle sind Maximen, die das Urchristentum paulinischer Prägung aufgestellt hat und an denen es sich messen lassen muss. Das geht nicht ohne die kritische, an historischen Fakten interessierte Bibelkritik, die fromme Illusionen durchschaut; aber es geht auch nicht das Bemühen, zu verstehen, was religiösen Menschen im Kopf herumgeht. Religion ohne Bildung ist Opium fürs Volk.

Zum anderen: Paulus setzt auf Theologie, weil Vernunft ohne Glaube eng und starr ist. Paulus hat nicht den schwachen Vernunftbegriff der Postmoderne, sondern den starken der Antike, der dem menschlichen Verstand zutraut, auch in der Gottesfrage zwischen Wahr und Falsch zu unterscheiden und damit zur Rationalität der Religion beizutragen. Er, der große Übersetzer des genuin jüdischen Evangeliums in die griechische Sprache und Kultur, hat verstanden, dass im Dialog mit der Philosophie der Glaube auf den Begriff seiner selbst stoßen und die Gottesfrage als Wahrheitsfrage stellen und so beantworten kann, wie es Menschen möglich ist, die, solange die Zeit währt, Gott nicht von Angesichts zu Angesicht schauen können, sondern nur „wie durch einen Spiegel in einem dunklen Bild“ (1Kor 13,12). Paulus hat aber auch den Griechen zu verstehen geben wollen, dass sie durch die Begegnung mit dem Evangelium ihren geistigen Horizont unendlich weiten können: weil sie Gott nicht als einen Teil der Welt denken müssen, um in Beziehung zu ihm treten zu können, und weil sie das Werden und Vergehen nicht im Kreislauf des ewig Gleichen betrachten müssen, sondern die Einmaligkeit, also auch den unbedingten Wert eines jeden gelebten Lebens mit der Ewigkeit Gottes vermitteln können. Um das sehen zu können, geht die Theologie ein intellektuelles Bündnis mit der Religionswissenschaft und der Philosophie ein; sie hält mit Paulus dafür, dass nicht Pilatus Recht hat, der die Frage: „Was ist Wahrheit?“ stellt, um sie abzuweisen, und deshalb als Richter versagt, sondern Jesus, der sie in unbedingter Weise mit eigener Person beantwortet und deshalb den Freiraum dafür schafft, dass es so viele Wahrheiten gibt wie Menschen, die Gott suchen – und mehr noch: wie Menschen, die Gott sucht. Bildung ohne Religion ist Halbbildung.

Die drei Bilder, die mit drei Texten und drei Thesen ins Gespräch kommen, markieren einen Weg, der von der Aula der Schule auf die Straße durch die Stadt in die Kirche und wieder zurück führt. Niemand ist gezwungen, den gesamten Weg zu gehen. Niemand ist gezwungen, an einer der Stationen stehenzubleiben. Solche Wegweiser zu haben, ist für das Paulinum ein großer Standortvorteil. Gut ist beraten, wer diesen Vorteil nutzt.